



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Hamburg.

Budgetverhandlungen. — Senat und Bürgerschaft. — Censur. — Theater.

In der letzten Bürgerversammlung ist über den Budgetbestand Rechenschaft abgelegt worden. Auch wird, wie jüngst, von Zeit zu Zeit auf Gehalterhöhung dieses oder jenes Beamten angetragen, und in der Regel ertheilt die Bürgerschaft Anträgen der Art, aus natürlicher Gutmüthigkeit vermuthlich, ihre Zustimmung. Das ist nun auch Alles recht gut, aber es haben dieses Mal doch einige Bürger gemeint, geäußert, versteht sich mit aller Bescheidenheit, daß mancher „höhere Beamte“ wohl zu hoch besoldet werde. Wann wird man dahin kommen, das Budget nicht mehr summarisch, sondern etwas genauer und umständlicher zu verhandeln, wann wird man überhaupt unsere Staatsökonomie, die Befoldung des ganzen Beamtenpersonals von oben bis unten sorgfältig prüfen und sehen, ob Alles nach Verhältniß der Thätigkeit und Dienstleistung im Einklang ist! Wann wird man zu diesem Zweck eine Prüfungs-Commission erwählen, wann werden die sehr theilnehmenden und mit Steuern in dieser schweren Zeit sehr bedrängten Bürger einsehen, daß solches Vornehmen durchaus nothwendig ist? — Man hat so viel gesprochen und geschrieben über den Aufwand und die Unterhaltung der Cardinäle, über unsere vierundzwanzig Senatoren hat in ganz Deutschland noch keine Seele sich ausgelassen. — Die Anträge des Senats an die Bürgerschaft werden seit dem Brande drei ganze Tage von der Versammlung, gut und verständlich auseinandergesetzt, vertheilt; was hat ihrerseits dagegen die Bürgerschaft, was haben die Sprecher oder sogenannten Collegial-Vertreter gethan? Nichts. Man hört nur oder

liest nur die sehr magere Anzeige in der *Resolutio civium*, daß sie „Ja“ oder „Nein“ gesagt, „zugestimmt“ oder „nicht zugestimmt“ haben; das Uebrige bleibt Tradition. Haben die Collegialen denn aber nichts weiter gesprochen als „Ja“ oder „Nein“, haben sie dafür ihre Gründe nicht und wie? motivirt, gibt es unter ihnen keine Männer, die sich besonders erheben, die sich als wahre Kammerrepräsentanten hinstellen, lassen sich hier keine „Ständeverhandlungen“ publiciren, oder scheuen diese der Form nach das Licht, haben sie nicht die gehörige Fassung, um mit Anstand nachgeschrieben und veröffentlicht werden zu können? Du lieber Himmel, wie geheimnißvoll, wie altmodisch geht es in unserer Republik her! Die Anträge, das heißt die gedruckten, das heißt der Kopf, nehmen sich doch gar so sonderbar und vereinsamt aus gegen den fehlenden Rumpf der Debatte und Discussion und Motivirung. Mich wundert, daß der Senat die Bürgerschaft nicht schon aufgefordert hat, B zu sagen, da er A gesagt. So ist ja Alles halb und nicht heil.

Besser fortgeschritten, das heißt factisch fortgeschritten, sind wir in der letzten Zeit mit der — Censur. Wir haben doch nun schon drei Censoren, und zwei Censoren haben Jeder nur vier Blätter zu censiren, der Eine die vier politischen Zeitungen, der Andere die vier gestempelten Blätter, welche Vaterstädtisches besprechen dürfen und daneben dürfen wir, wie ein Gesetz von 1833 behauptet, alle eigenen Angelegenheiten frei und offen besprechen. Wie viel Censoren hat Leipzig wohl? Leipzig mit seinem Literatur-Blättermarkt? Ob das Gesetz wohl etwas von dem Herrn Dr. Gläser, dem Censor der vier gestempelten Blätter weiß, die, wohl zu beachten, dennoch keine bezahlten Inserate aufnehmen dürfen, weil dies die allzubüchlichen Privilegien — Monopole beeinträchtigen würde. Bei Leibe keine Concurrrenz, keine Wege und Mittel, daß den Reichern gegenüber, Andere auch etwas erwerben. Hauptcensor übrigens ist der Dr. Hoffmann, ein großer Bücherkenner und Bibliothekswissenschaftler und wenn dieser gute Mann einmal etwas zu censiren bekommt, was über die Stadtklatsche und Journalistenstänkerei hinausgeht, so erklärt er ganz offenherzig auf dem Censurbogen, „er halte sich nicht befugt, das Imprimatur zu ertheilen“. Ein Censor und nicht befugt? Aber warum ist der Mann denn eigentlich Censor? Gibt es für ihn denn kein Reglement, keine Norm, wonach er befugt ist? Ach nein! Ach ja! Aber der Mann hat von allen Seiten so viele Vorwürfe zu erleiden, man schämt sich nicht, ihn zu citiren, zur Rede zu stellen, warum er dies und das, versteht sich nach allem Recht, durchgelassen! Diese Cabinets-Censur-Justiz heißt hier „freie Presse über städtische Angelegenheiten.“

Mit den Lobhudeleien des Thalia-Theaters, unter Direction des künftigen Stadt-Theater-Directors Hrn. Maurice, geht es hier schauderhaft her. Da gibt es nichts wie „Größen“, nichts wie glänzende Vorstellungen! Welche Aussichten hat das arme Stadt-Theater, in welche Hände geht es über, welcher blaue Dunst wird dann dem Hamburger erst vorgemacht werden. Uebrigens erzählt man sich, daß nicht Hr. Bai-

son, sondern eigentlich der jetzige Cassirer am Stadt-Theater, Hr. Treu-
 sein, der künftige Partner des Hrn. Maurice sein werde. Welch' ein
 zusammengewürfeltes Personal wird es Dstern im Stadt-Theater
 geben, und welch' ein Ensemble, Hamburgs würdig, da das jetzige Per-
 sonal fast ganz abgeht. Die Leute hier prophezeien der künftigen Stadt-
 Theater-Direction unter solchen Auspicien keinen guten Fortgang. Man
 ist hin und wieder der Ansicht, daß der jetzige Mitdirector, Herr Cor-
 net, bald wieder wird eintreten müssen, wie es einst Schröder mußte,
 nachdem auch ihm ähnliche Cabalen das Regiment aus den Händen ge-
 wunden. — Von Töpfer erscheint in diesen Tagen ein neues Lust-
 spiel, Tendenz-Lustspiel, „eine vornehme Dame“, auf den Brettern,
 welches nach dem Romane „Heinrich Burkhard“ der Frau Therese von
 Bacheracht gearbeitet ist. Also eine neue Ehre für diese Dame, die ne-
 ben Frau von Paalзов rückt. Uebrigens wird Frau von Bacheracht
 diesen Winter in Berlin zubringen und Töpfer meint, er habe mit der
 Bearbeitung des Romans leichte Arbeit gehabt, weil ihm schein, als sei
 „Heinrich Burkhard“ ursprünglich ein, vielleicht verunglücktes Lustspiel
 gewesen. Von wem denn? Andere meinen dann wieder, Töpfer's neues
 Lustspiel sei darum das beste, welches er bisher gemacht. Außerdem
 scheint man (Herr Director Mühling) jetzt nur Damen-Comödien geben
 zu wollen. So waren Prinzessin von Sachsen und Franul v. Weissen-
 thurn neue Gäste. Der Geschmack soll erst gründlich ruiniert werden.
 Ob er es nicht schon ist? Pruz „Bauernkönig“, Boas „Shakespeare“
 liegen vor, d. h. werden hin und her beschnüffelt und bemäkelt und —
 zurückgelegt. Der sechszehn Jahre alte „Hans Heiling“ von Marschner
 ist jetzt schon gegeben worden. Es ist rührend! — Man spricht noch
 immer von der bevorstehenden Vergrößerung unseres Kinderfreundes, des
 Correspondenten und der „Neuen Zeitung“. Die „Bremer Zeitung“
 unter Dr. Andree wird mit ihrem reichen, entschiedenen Gehalt der „Neuen
 Zeitung“ in Holstein jetzt sehr den Abonnentenrang ablaufen. —

II.

Aus Berlin.

Italienische Oper. — Kellstab und Kossak.

Die Direction des Königstädter Theaters annoncirte vor einigen
 Wochen die italienische Sängertuppe, welche für den Winter 1846/47
 die Dilettanti der Residenz entzücken sollte. Ein Graf ward als Impre-
 sario genannt: il Conte Gritti, Mad. Viardot-Garcia in Aussicht gestellt.
 Herrliche, charaktervolle Recensenten, die es mit stoischem Gleichmuth
 darauf ankommen lassen, ob ihnen die Direction das Freibillet entzieht
 oder nicht, lobten schon vor der ersten Vorstellung die absoluten Prima-
 donnen, Tenore, Baritone, Regisseure, Lampenanstecker, Zettelträger
 u. s. w. Die erste Vorstellung kam, das Haus war gut besetzt, man
 gab Nabuceodonosor von Maëstro Guiseppe Verdi, Signora Teresa Ta-

vola (Primadonna assoluta) zeigte durch alle vier Acte eine bewundernswerthe Ausdauer und Consequenz im — Detoniren; Signora Gerli (Comprimaria) sang richtig, aber mit faden-dünner Stimme und kalt wie Eis; Signora Profondo (seconda Donna) übertraf die Primadonna assoluta sowohl im Detoniren, als im Schreien ganz bedeutend, und siegte in allen Ensembles. Der primo Tenore assoluto, Signor Rainieri Dei hat für einen öffentlichen Ausrufer eine sehr respectable Stimme, auch detonirte er nächst der großen Trommel am wenigsten. Signor Pons, Basso profondo, schreit in den höhern Chorden trotz der Signora Profondo, auch nimmt er es im Detoniren mit ihr auf; in tiefen Tönen hat seine Stimme einen schwachen, aber sehr romantischen Rohrdommelklang, so etwa, als ob man auf einer leeren Flasche pfeift. Signor Pignoli, primo Baritone assoluto, ist ein sehr hübscher Italiener, mit recht angenehmer Stimme, wenn er nicht schreit, detonirt menschlich und ist im Ganzen ein talentvoller Anfänger. Die Claque war bei dieser ersten Vorstellung zu Anfang recht brav, nach einigen derben, zischenden Zurechtweisungen aber verlor sie gegen das Ende der Oper allen Muth, wurde immer kleinlauter und verstummte endlich ganz, so daß der Vorhang am Schluß unter tiefem, ernstem Schweigen fiel, und man sagen konnte, die Oper habe ein anständiges, sehr discretos Fiasco gemacht. Schlimmer waltete das Schicksal in der Lucia di Lammermoor, in welcher Oper die andre Primadonna assoluta Signora Grossoni auftrat. Wenn diese würdige, angejahrte Dame mit ihrer kleinen, total struppirtten Stimme, aber großartigen Distonation etwas Anderes von den guten Berlinern erwartet hat, als ausgezischt zu werden, so hat sie die Langmuth unseres schüchternen Publicums überschätzt. Die Oper Lucia machte entschieden brillantes Fiasco, mit allem was dazu gehört; sogar die Claqueure sollen zuletzt aus Angst mitgepocht haben. Die Direction hat vom Hrn. Grafen Gritti eine andere Truppe verlangt. Nous verrons!

In unsern musikalischen Kreisen erregt jetzt eine Broschüre: „Aphorismen über Kellstab's Kunstkritik von L. Ernst Kossak“, viel Interesse. Herr Kellstab war vor etwa einem Vierteljahrhundert Preuß. Artillerie-Lieutenant, wurde aber wegen Kurzsichtigkeit verabschiedet, und warf sich dann auf die Literatur. Seine Befähigung war mäßig, aber sein Selbstvertrauen bedeutend, und wie die meisten mittelmäßigen Köpfe hatte Hr. Kellstab viel Glück: er wurde Mitarbeiter und Feuilletonist bei der Wos'schen Zeitung. Hier begann er sich im Uebersetzen aus dem Französischen zu üben, und mit dilettantischem Wissen über Musik zu urtheilen. Da es nun aber Herrn K. an akademischer und philosophisch-ästhetischer Bildung fehlt, er auch nie ernster musikalischer Studien sich beflissen hat, so urtheilt er nach den Eindrücken seines subjectiven Gefühls. Außerdem aber schwört er wie alle gedankenscheue Recensenten auf jede Autorität, und lehnt sich mit der ganzen Wucht colossaler Unmaßung gegen alles Neue auf, das er nicht versteht. Außerdem hat der kluge Straßtege außer Dienst immer ein Paar soufflirende Musiker zur Hand, deren Werke und Thaten er auch, für gefälliges Einflüstern, tüchtig lobt.

Doch nicht selten versteht er seinen Souffleur falsch, und dann kommt die sonderbarste Unwissenheit im Gewande der Lächerlichkeit zum Vorschein.

Hr. Kossak, der Verfasser obengenannter Broschüre, ein Mann von philosophischer und gründlich-musikalischer Bildung, hat sich die Mühe genommen, eine Masse Feuilletons von Kellstab in der Vos'schen Zeit, mehrere Jahrgänge des verschollenen Musikblättchens Iris, und drei Bände sonstige Schriften von Kellstab durchzustöbern, um das ästhetische Princip der Kellstabschen Kunstkritik aufzufinden; — er hat vergebens gesucht. „Es ist uns dieses nicht gelungen“, schreibt Hr. K., „denn bald sollte es die Kürze der Zeit, bald das Unpassende des Iris sein, wodurch der Kritiker verhindert wurde, uns Definitionen über ihre eigenen Principien zu geben. Selbst die Pariser Briefe, deren dritter Theil ganz dem musikalischen Element gewidmet ist, schienen Hrn. Kellstab noch kein geeigneter Ort zu sein, um ausführlicher zu werden. In der Iris endlich, einer musikalischen Zeitschrift, wird die Definition ganz abgelehnt.“ Hr. K. hat sich einer Danaiden-Arbeit unterzogen. Mit der schärfsten Lauge der Polemik wird man diesen kritischen Mohren nicht weiß waschen, so lange er in der Vos'schen Zeitung herrscht und so lange die andern politischen Zeitungen Berlins nicht kenntnißvolle, urtheilsfähige und stylgewandte Feuilletonisten engagiren, die immer schlagfertig sind, Anmaßung, Bornirtheit und Parteilichkeit gründlich abzufertigen. G.

III.

Aus Leipzig.

Das Feuer und die Löschenden. — Vorschläge im Interesse der Meszkreisenden. — Wachsmuth. — Laube's Novellen. — Neue Dramen.

Der Brand des Hotel de Pologne und des nebenanstehenden Hauses ist in hundert Correspondenzen in so minutiösen Details besprochen worden, wie es nur in einer so neuigkeitdürren Zeit möglich ist, wo jeder Nachrichtsfunkle gleich als Flamme durch alle Blätter fährt. — Die Zerstörung eines großen, vielbesuchten Meszgasthofs ist kein politisches Ereigniß, wohl aber gehört es halb und halb zur Politik, wenn der Bau und die Rettungsanstalten einer Stadt der Art sind, daß bei einem Brande von zwei Häusern zwölf Personen das Leben verlieren, von den Verwundeten gar nicht zu sprechen. Die Ursache dieser unerhörten, bei dem Brande von Hamburg kaum größeren Opferzahl, sollte näher kritisiert werden; die Löschanstalten und Brandvorkehrungsmittel in einer der größten Meszstädte, wo so viel Eigenthum aufgespeichert ist, wo so viele Menschen zur Meszeit sich drängen, sind ein Gegenstand von allgemeiner deutscher Bedeutung und die Leipziger Correspondenten sollten hierüber nicht mit unzeitigem Localpatriotismus den Mantel der Nächstenliebe werfen. Das Unglück in der Hainstraße und das wunderbare Glück, daß der Brand in diesem engen, unzugänglichen Stadttheil nicht

noch größer wurde, sollte die Aebilen der Meissenstadt endlich bewegen, auf eine Verlegung der Messlocale zu denken. Was für namenloses Unglück, wenn das Feuer während der Messe entstanden wäre, wo die Hainstraße vollgepropft mit Menschen und Waaren ist. Leipzig gewinnt mit jedem Tage an Ausdehnung und neuen breitangelegten Stadttheilen. Warum sucht man nicht den Marktverkehr dorthin zu leiten. Rings um die Stadt bietet die Promenade noch eine Menge unbenutzter großer Plätze, warum keine Aufmunterung zu ihrer Benutzung? Warum hindert man nicht diese Anhäufung von Gewölben und Magazinen in den engsten Winkeln der Stadt durch kluge Maßregeln? Allerdings würde mancher Hausbesitzer, der seinen Better und Gevatter in der Mitte der Aebilen hat, darunter leiden, und wohl mancher Stadtverordnete mag nicht durch einen solchen Antrag sich selbst um ein Drittheil seiner Einkünfte bringen. Darum eben wäre es Aufgabe der fremden Zeitungen, die glücklicherweise keine Leipziger Gutsbesitzer sind, im Interesse des deutschen Handelsstandes, der zwei, drei Mal des Jahres zur Messe reist, eine Lüftung und Abänderung der Leipziger Messlocale anzuregen, damit die Fremden mit ihrem Leben und Vermögen nicht auf einem Flecke wie ein Ameisenhaufen zusammengebrängt sind und durch einen einzigen Fußtritt des Schicksals sammt und sonders zertreten werden können. — Das Hotel de Pologne soll übrigens durch rüstige Thätigkeit bald wieder aus seinem Schutte auferstehen und sanguinische Hoffnungen schmeicheln sich, es bereits zur nächsten Ostermesse in seinem ganzen Glanze restaurirt zu sehen. Dies heißt jedoch die Rechnung ohne den Winter und ohne den Kalenderschreiber gemacht, die grade in diesem Jahre anhaltenden Frost ankündigen.

In der Literatur ist's ziemlich still. Von Wachsmuth erscheint im Verlage der thätigen Nengerschen Buchhandlung „das Zeitalter der Revolution, Geschichte der Fürsten und Völker Europas“, zu welchem wohl das bekannte Werk von Caspigue: *l'Europe pendant la Revolution française*, die Anregung gegeben haben mag. Plan und Ausführung sind jedoch hier ganz anders. Wachsmuth ist ein eleganter Darsteller, was bei deutschen Gelehrten eine Seltenheit ist. Sein neuestes Buch ist offenbar für das größere Publicum berechnet und erscheint deshalb auch in kleinen Lieferungen zu sechs Bogen. Das Ganze soll 6 Bände bilden, kann aber nach dem vorliegenden Plane erst nach vier, fünf Jahren vollendet erscheinen, was uns nicht sehr passend scheint, da der Geduld des Publicums damit zu viel zugemuthet ist. — Heinrich Laube's Roman „Die Gräfin Chateaubriand“, der von der Kritik bei weitem nicht nach Verdienst gewürdigt wurde, erlebte die zweite Auflage; von seinen sämmtlichen Novellen (wozu auch „das junge Europa“ und die „Reisenovellen“ gehören), ist bei Hoff in Mannheim eine Gesamtausgabe in zwölf Bänden begonnen worden, von denen die ersten beiden bereits erschienen sind. Wir sind auf die Wirkung, welche diese Novellen hervorbringen, gespannt; es ist eine neue Lesegeneration, an welche sich die, aus der stürmischen und kampfbegierigen Zeit des jungen Deutschlands stammenden Produc-

tionen nunmehr wenden. Zwölf Jahre liegen zwischen ihrem Entstehen und dem heutigen Urtheil, die Leidenschaften und die Tagesstimmungen haben eine andere Richtung erhalten. Was nun von Wirkung sich zeigt, gehört rein dem Talente, und wir glauben, Laube wird bei dem gegenwärtigen Maßstabe nur gewinnen. Die Elasticität seiner Phantasie und die Frische seiner Darstellung sind kein gewöhnliches Eigenthum deutscher Roman- und Novellendichter; das ruhige Licht der Unbefangenheit wird der Beurtheilung zuträglicher sein, als die flackernde Beleuchtung der dreißiger Jahre. Die Revision dieser frühern Productionen scheinen übrigens Laube noch immer Zeit zu einer neuen dramatischen Arbeit gelassen zu haben. Er las diese Woche in einem kleinen Kreis von Freunden ein neues Stück vor, welches bereits im October an die deutschen Bühnen versendet werden soll. Das Stück führt provisorisch den Titel „Schwabenstreich“; es soll jedoch umgetauft werden und einen andern Namen erhalten. Für den Winter würden somit die deutschen Bühnen neue Stücke von Gukow, von Bauernfeld, von Laube, von Prus und Hebbel bringen. Der schlesische Lyriker Gustav Freitag hat gleichfalls ein Drama an die Bühnen versendet: „die Valentine“, dem wir, da wir das Manuscript gelesen, aus voller Ueberzeugung einen glücklichen Bühnenerfolg prophezeien.

IV.

Notizen.

Die gestohlene Cassette in Cöln. — Die polnischen Verschwörer. — Politisches Butterbrod.

Wir Deutschen sind nun einmal kein Lustspielvolk und der komischste Stoff verwandelt sich unter unsern Händen in ein ernstes Schicksal- und Tendenzdrama. Da haben zwei junge Leute aus den angesehensten Familien Berlins das Gelüste gehabt, Kogebue und Scribe ein Mal in Action zu setzen und einen jener intriguanten Liebeshändel, die aus dem Französischen übersezt die Delicen unserer Theaterabende bilden, ein Mal im Leben durchzuspielen. Aber die Gasthöfe in Cöln sind keine Trianons, ein preussischer Assessor ist kein Duc de Richelieu und unsere Doctores Medecina sind keine Musquetiere der Königin. Ungewohnt, der leichtfertigen Roudhathen, erwischte die schwerfällige Hand des deutschen Amoroso eine Geldcassette statt einer Briefschatulle und wie beim Lampenschimmer der Comödie stets ein hilfreicher Zufall als deus ex machina erscheint, so erschien hier die unpoetische Polizei und nahm den ungeschickten Roud beim Kragen, wie einen gemeinen Dieb. Dies wäre zwar noch immer completer Lustspielstoff, wenn hier der zweite oder dritte Act endete und der vierte dann Alles in's Gleiche brächte; aber dieser vierte Act wird vor den Assissen spielen und die Schlusscene kann leicht eine Verurtheilung auf drei Jahre Criminalstrafe sein, denn wir Deutschen sind ein gründliches Volk und Jugendstreich viel edlerer Natur sind oft

bei uns mit langem Kerker gebüßt worden. Die Franzosen ließen den armen Teufel, der so ungeschickt den Romanhelden spielte, sicherlich laufen. Es gibt eine Strafe, die viel ärger ist als Zuchthaus, und diese ist die Lächerlichkeit. Diese Geißel hätte man in Frankreich den plumphen Roués in vollem Maße gespendet. Statt, wie unsere Blätter, mit prüder Heimlichthuerei von einer Gräfin H., einem Assessor D. . . und Dr. M. zu sprechen, hätten sie (da es später ja ohnehin durch die Gerichtsverhandlungen bekannt werden muß) frischweg erzählt: die Gräfin Hagfeld, eine Dame, die wegen ihres romantischen Charakters in den high life Berlins, Wiens, Dresdens zc. ebenso bekannt ist in neuester Zeit wie Miss Aston in der literarischen Welt, hat an die Kette ihrer zahllosen begünstigten oder nicht begünstigten Anbeter in letzterer Zeit auch noch den Assessor Oppenheim und den Mediciner Dr. Mendelssohn (ein Neffe oder Cousin des berühmten Tonndichters) gespannt. Wahrscheinlich, um sich ihren frühern Nebenbuhlern aus dem Fürsten-, Grafen- und Freiherrnstand ebenbürtig zu zeigen, haben die beiden jungen Männer geglaubt, durch einen gefährlichen Dienst ihrer Dame einen vollen Beweis ihrer Ritterlichkeit geben zu müssen. Das Bewußtsein jüdischer Abkunft ist so drückend bei solchen Gelegenheiten, daß es oft genug zu Gegensätzen und unsinnigen Contrecoups geführt hat. Die Gräfin, die von ihrem Mann seit langen Jahren getrennt lebt und eine Scheidung nicht durchsetzen kann, glaubte durch den Besitz einiger intimer Briefe, die ihr Gatte an eine andere Dame schrieb, Beweismittel zu einem Scheidungsproceß zu erlangen. Eine Wette wurde gemacht und die beiden feurigen Liebhaber machten sich auf den Weg, um das Blies zu erwischen. Es ist eine Geschichte, wie in dem Lustspiel „Mademoiselle de Bellisle“, aber mit ganz anderem Ausgange. Der eine Ritter wurde mit der Briefschatulle, die unglücklicherweise eine Geldschatulle war, erwischt, der andere noch unglücklicher, entwischt und erhielt einen Steckbrief statt der erträumten Billetdour nachgeschickt. Ganz Deutschland verlacht und verhöhnt die tragikomischen Lustspielhelden und vergiftet absichtlich das heilige Taufwasser, das ihre Häupter benetzte, um sie als Juden doppelt verspotten zu können. Eine hochachtbare Berliner Familie sieht tief gekränkt den Namen eines ihrer Mitglieder in einem Steckbriefe prangen. Die Dame, der der „Ritterdienst“ hätte erwiesen werden sollen, sieht sich compromittirt, und verwünscht gewiß die Stunde, in der sie diesen ungeschickten Musquetaires zugelächelt hat. Alles dies ist schwerere Strafe als Kerker für den gemeinen Dieb. Eine französische Jury würde sich mit dieser moralischen Geißelung auch begnügen und im Uebrigen ein freisprechendes Urtheil abgeben. Hoffentlich werden die deutschen Richter nicht mit doppelten Ruthen die leichtsinnigen Gesellen strafen und in Berücksichtigung der moralischen Züchtigung, die ihnen bereits zu Theil wurde, die andere Strafe, wenn auch nicht ihnen erlassen, doch wenigstens bedeutend modificiren. —

Es ist nun entschieden, daß die in den Posener Angelegenheiten entwickelten polnischen Angeklagten in Berlin gerichtet und bei dem neuen

mündlichen Verfahren den Anfang machen werden. Dies müssen wir als einen höchst klugen Streich preussischer Politik anerkennen. Nicht bloß, weil das mündliche Verfahren den riesigen Proceß um mehr als zwei Drittheil verkürzt, sondern weil dadurch (bei der halben Oeffentlichkeit der Verhandlungen) die Regierung der öffentlichen Meinung Einsicht in die Schuld und Mitschuld der Betheiligten eröffnet und so alle Verdächtigungen, welchen sie bei der heimlichen Proceßordnung heimgefallen wäre, niederschlägt und den Umfang der Verschwörung aller Welt zur Beurtheilung vorlegt. Aber noch eine andere Spitze hat diese Politik und diese ist Oesterreich zugewendet. Während nämlich Preußen die Begründung seiner über die Polen zu verhängenden Strafurtheile allen Augen vorlegt, muß Oesterreich nach wie vor bei seinen Heimlichkeiten verharren und fällt grade dadurch für alle Ewigkeit und zukünftige Geschichte den härtesten Anklagen heim, indessen Preußens Schale immer höher in der öffentlichen Meinung steigt. Oesterreich steht in der Mitte der heiligen Allianz, wie Einer, der des Nachts die Hausthüre verschlossen findet und von seinen Gefährten sich verlassen sieht. Auf der einen Seite Rußland, dessen jüngste Ukase den polnischen Bauer halb und halb emancipirt, auf der andern Seite Preußen, das mündliches Verfahren bei den Verhandlungen decretirt. Welche fatale Position für das Gouvernement paternel!

Man mag von den Gedichten Sr. Baiarischen Majestät, welche Ansicht man immer will haben, seine Antwort in Bezug auf die Schleswig-Holsteinischen Adressen verdient alle Anerkennung trotz der Participialconstruction. Wenn die Verhandlungen am Bundestag heimlich geführt werden, so hat die Antwort König Ludwigs auf eine geschickte Weise der deutschen Nation verrathen, welche Ansicht Baiern im Frankfurter Fürstencath vertritt. Wahrhaft komisch ist dagegen die Freude einiger patriotischen preussischen Blätter über die auf den Stelzen gehende officiöse Erklärung der Preussischen Allgemeinen, daß ihr Schweigen in Bezug auf die Schleswig-Holsteinischen Adressen nicht so zu deuten ist, sondern so — und daß die Sympathien der preussischen Regierung in Bezug auf Holstein nicht der Art sind, sondern jener Art. Dabei machen aber diese patriotischen Frohlocher sämmtlich die naive Bemerkung, daß jene Erklärung nur von Holstein spreche, aber nicht von Schleswig!! Das ist ja aber grade der Pfeffer, in welchem der Hase liegen muß. Dies Schleswig-Holstein ist wie ein Butterbrod, das den ganzen Abend auf dem Tische lag und im Momente, wo es verspeist werden soll, in Beschlag genommen wird von der geizigen Hausfrau, welche die Butter abtragen will. Baiern, in welchem man gewohnt ist, gut zu essen, erklärt, die Butter gehört zu Brode. Das transcendente Preußen, in welchem die Lebensmittel theuer sind, gibt diplomatisch zu verstehen: die Butter können wir nicht fordern. Hoffentlich wird Deutschland die Sache nicht als einen Quark behandeln!